

Die unvollendete Revolution

Die Familiensynode in Rom findet einen Kompromiss. Er klingt weich, könnte aber alles ändern

VON EVELYN FINGER



Blick in den Petersdom während des Zweiten Vatikanischen Konzils 1962. Schon damals wurden in Rom große Reformen erdacht. Jetzt muss Papst Franziskus sie endlich weltweit durchsetzen

Es gibt einen alten Spruch in Rom: »Vertraue dich keinem Priester an!« Das soll nicht heißen, die Männer der Kirche seien alle indiskret. Es heißt nur, wer etwas zu beichten hat, kann zwar mit Absolution rechnen, sofern er bereut. Doch er kann sich nie sicher sein, ob sein Beichtvater selbst so vergebungsbereit ist, wie Gott will. Ob der Priester nicht insgeheim doch ein Rigorist ist. Meistens, so behaupten die Römer, »bleibt etwas an dir hängen, wenn du zu ehrlich bist.«

Auch deshalb wollen die Katholiken, dass ihre Kirche weniger rigoros urteilt in Sachen Ehe- und Sexualmoral. Sie sind keineswegs nur Laxisten, die einen Freibrief fordern für ihr freizügiges Liebesleben. Sie sind normale, manchmal sogar fromme Leute, die wissen, dass sie nicht perfekt sind, mit den Worten der Kirche: Sünder. Sie hätten nur gern, dass ihre Priester nicht mehr in Sündenregistern denken und dass das Lehramt ein paar Standardsituationen des modernen Zusammenlebens nicht mehr pauschal verdammt: Sex ohne Ehe, Liebe ohne Trauschein, Kinderwunsch ohne Heiratsabsicht, Heirat nach Scheidung.

Ist das möglich? Vergeben statt verurteilen? Darüber haben die Weltbischofe in Rom nun drei Wochen gestritten. Der Papst sagte am Ende: Ja! Das hatte er allerdings auch vorher schon gesagt. Diesmal, in seiner Abschlussrede zur Familiensynode, klang es so: »Die wahren Verteidiger der Lehre sind nicht die, die ihren Wortlaut ehren, sondern ihren Geist; nicht die Gesetzestexte, sondern die Großzügigkeit von Gottes Liebe.« Die Gesetze und Gebote seien wichtig. Doch am wichtigsten sei Barmherzigkeit. Damit das auch alle Synodenväter glaubten, watschte der Papst wieder die Unbarmherzigkeit ab: »Die Synode war auch dazu da, jene Hartherzigkeit aufzudecken, die sich oft hinter der kirchlichen Lehre verbirgt – um vom Stuhl Mose

herab über schwierige Fälle und verletzte Familien zu richten – manchmal überheblich und heuchlerisch.« Das Evangelium selber spreche gegen die, die es zur Doktrin verhärteten, es verwandelten »in tote Steine, mit denen man nach anderen wirft.« So deutlich sagten es die Synodenväter leider nicht. Allerdings mussten sich auch 270 Mann auf ein einziges Papier einigen und am Ende über 94 Punkte abstimmen. Da das Ziel eine Zweidrittelmehrheit für jeden einzelnen Punkt war, mussten die Hartherzigen und die Gnädigen, die Steinerwerfer und die Erneuerer sich zusammenraufen und einen Kompromiss finden. Und jeder von ihnen sollte glauben, dies sei sein Sieg.

Das führte im Vorfeld zu einem Bombardement von Einwänden: Über 400 »Interventionen« vor offenem Plenum, weit über 1000 schriftlich eingereichte »Modi.« Dazu theologische Empfehlungen von 13 kleinen Arbeitsgruppen, unterteilt nach Sprachen. Am Ende musste eine Schreibwerkstatt mit dem italienischen Erzbischof Bruno Forte an der Spitze alles ordnen. Das klang dann so: »Getaufte, die nach einer Scheidung zivil wieder geheiratet haben, müssen auf verschiedene Weise stärker in die christliche Gemeinschaft integriert werden, wobei jeder Anlass zu Skandal vermieden werden soll.« Was heißt das? Viele Journalisten glaubten am Abend der Abstimmung, das heiße gar nichts.

Ein Irrtum. Er rührte auch daher, dass der 35-seitige Bericht tagelang nur auf Italienisch vorlag. Übersetzt wurden von Agenturen nur die am meisten abgeschliffenen und verklausulierten Paragraphen zu den Reizthemen wiederverheiratete Geschiedene und Homosexuelle. Aber schon ganz vorn im Papier stand, an alle Familien ergehe die Botschaft: »Wir wollen ihrer Wirklichkeit Gehör schenken und sie mit Großherzigkeit begleiten.« Und: »Wir nähern uns der heutigen Familie in ihrer Vielfalt an.« Das heißt: Wir wollen keine weltfremde Überlegenheitskirche. Wir wollen künftig nicht mehr nur verurteilen, was der katholischen Norm widerspricht.

Für viele Katholiken mag das längst klar sein. Als Agenda für die Weltkirche ist es revolutionär, es erlaubt einen historischen Wandel. Ob er gelingt, hängt aber von Priestern und Bischöfen ab. Sie könnten die Erneuerung, die in dem Kompromisspapier noch so steif und politbürohaft gewollt wird, auch blockieren. Dann müsste der Papst sie verbindlich machen. Letztes Jahr schon drohte er, er werde persönlich dafür sorgen, dass die Regelhüter, die »Brot in Stein verwandeln«, sich nicht mehr durchsetzen. Nach der Synode will er nun ein eigenes Papier schreiben, das genauso rigoros barmherzig sein dürfte wie seine bisherigen Merksätze: »Kirche ist Kirche nicht für die Rechtshaber und die Heiligen, sondern für die Sünder.«

Lässt sich das rechtlich fixieren? Theologisch schlüssig herleiten? Betonkardinal wie Wilfried Napier wehren sich in Rom noch mit markigen Behauptungen wie: »Wir müssen die Sünden auch künftig Sünden nennen!« Derweil saßen im deutschsprachigen Synoden-Zirkel schon die gewieftesten Theologen zusammen und widerlegten ihn. Dass die Reformen und die Traditionalisten, dass namentlich der emeritierte Kurienkardinal Walter Kasper und der Glaubenspräfekt Gerhard Ludwig Müller sich einigten, wurde von der italienischen Presse als »deutscher Sieg« gefeiert. Wie kam er zustande? Wohl auch dadurch, dass Papst Franziskus die beiden Genannten im Vorfeld gemeinsam zu sich gebeten hatte. Und der Sprecher der deutschsprachigen Gruppe, der reformerisch gesinnte Wiener Kardinal Schönborn, war beim »Papa emeritus« Joseph Ratzinger zu Besuch.

Haben die Kontrahenten nun eine friedliche Revolution angeschoben? Oder sich gegenseitig neutralisiert? Tatsache ist: Ihre Argumente erlauben eine radikale Abrüstung der Kirche. Vor 50 Jahren, während des zweiten Vatikanischen Konzils, wurden in Rom auch schon Reformtraktate verfasst – aber nachher nicht richtig umgesetzt. Das könnte diesmal anders sein. Der Papst will die Revolution. Er könnte sie vollenden.



DIE ZEIT: Herr Erzbischof, der Papst hat Sie zum »Spezialsekretär« der beiden großen Familiensynoden ernannt und übertrug Ihnen damit die Hauptverantwortung für den Text. Was war nun neu an dieser Synode?

Bruno Forte: Sie war tiefergründiger als alle Synoden, die ich bisher erlebt habe, denn es herrschte vollkommene Freiheit des Wortes. Sonst hatte ich immer den Eindruck, das Ergebnis war vorgefertigt. Dieses Mal hat Franziskus mit seiner Haltung die Synodenväter provoziert, sich zu öffnen – nicht nur erbauliche Phrasen, sondern Worte der Wahrheit zu suchen.

ZEIT: Es gab heftige Scharmützel zwischen den Reformern und ihren Gegnern. Eines der Schlüsselwörter des umkämpften Schlussdokumentes lautet nun Urteilskraft. Was meinen Sie damit?

Forte: *Discernimento*, Urteilskraft ist nötig, damit die Kirche ihren Dienst an den Menschen wieder glaubhaft ausüben kann. Wir müssen herausfinden, welche die wahren Fragen der Gläubigen sind, und nicht schon vorher die Antworten parat haben. Dazu müssen wir uns ihnen annähern. Diese Nähe wollte schon der beliebte Konzilspapst Johannes XXIII. herstellen – sie ist aber auch eine jesuitische Tugend. Dass Franziskus Nähe vorlebt und vom Klerus einfordert, bedeutet für die Kirche eine Zeitenwende: Nicht mehr ex cathedra lehren, sondern unter den Menschen leben. – Das ist ein viel größeres Thema als das der wiederverheirateten Geschiedenen.

ZEIT: Trotzdem wollten die geschiedenen Kirchenmitglieder wissen, was sich für sie konkret ändert. Nach der Abstimmung kam sofort die Frage: Dürfen wir nun zum Abendmahl?

Forte: Den Umgang mit Sakramenten können wir nicht schnell mal verändern. Wir müssen das apostolische Schreiben des Papstes abwarten.

ZEIT: Die Synode selbst bat ihn um ein gültiges Schlussdokument. Wie lange wird es dauern?

Forte: Sicher einige Monate. Ich finde, die Leute haben so lange gewartet, dass sie diese kurze Zeitspanne jetzt auch noch aushalten.

ZEIT: Und was ist mit den Homosexuellen? Warum gab es keinen Fortschritt bei der Homo-Ehe? Sie selbst haben sich schon bei der vorigen Synode stark für gleichgeschlechtliche Paare eingesetzt!

Forte: Wir haben das Thema absichtlich zurückgestellt, weil es die Synode gespalten hätte. In den westlichen Ländern herrscht tatsächlich eine völlig andere Toleranz gegenüber Homosexualität als etwa in Afrika oder Asien. Wir haben aber einen Wink eingebaut: Unser Papier sagt klar, dass in der Familie auch homosexuelle Kinder in ihrer Würde zu respektieren sind.

ZEIT: Mehrfach sah es aus, als würde die Synode an den Attacken der Konservativen scheitern. Geeignet haben sich ausgerechnet die Deutschen, in ihrem internen Arbeitskreis, dem *Circulus Germanicus*. Dort fanden sogar die Antipoden Walter Kasper und Gerhard Ludwig Müller zusammen.

Forte: Im *Circulus Germanicus* saßen Denker ersten Ranges, die das Schlusspapier entscheidend geprägt haben. Vor allem aber dienten sie anderen als Vorbild: Findet intelligente Lösungen!

ZEIT: Ein Drittel der Stimmberechtigten haben die Reformen des Papstes in

mehreren Punkten abgelehnt. Schwächt ihn das?

Forte: Nein! Keiner kann nun mehr behaupten, dass ohne ihn entschieden wurde. Außerdem unterstützt die Mehrheit der Synode Franziskus. Der Rest muss lernen: Nur eine streitbare Kirche ist eine freie Kirche, und nur eine freie Kirche ist stark.

Bruno Forte, 66, Erzbischof von Chieti-Vasto, lehrte Dogmatik und ist Italiens prominentester Reformtheologe. Er nahm bislang an sechs Synoden teil

Die Fragen stellte MARCO ANSALDO, Vatikanist der italienischen Tageszeitung »La Repubblica«

Aus dem Italienischen von MYRIAM ALFANO



Bruno Forte, italienischer Startheologe, saß auf dem Synodenpodium

Wir sollen Wunden heilen

Der philippinische Reformkardinal LUIS ANTONIO TAGLE, jüngster Präsident der Synode, schildert, was für ihn Familie ist

Wenn man mit ihm verabredet ist, dann wünschen sie einem im Vatikan: »Viel Spaß mit dem nächsten Papst!« Luis Antonio Tagle aus Manila ist mit 58 Jahren für einen Kardinal erschreckend jung, und er sieht noch jünger aus, als er in einer Mittagspause der Familiensynode in die philippinische Botschaft stürmt. Sein Ornat flattert schwarz und rot hinter ihm her. Kein Pressesprecher begleitet ihn, kein Sekretär schirmt ihn ab, er ist einfach rasch aus der Synodaula raus, an den Schweizer Garten vorbei, in das Eckhaus hinter den Kolonnaden des Petersplatzes. Beim Reinkommen fällt er fast über seine Tasche. Offenes Lachen, Händeschütteln. Beim letzten Konkclave war er der zweitjüngste Teilnehmer, mittlerweile wird der studierte Philosoph als »papabile« gehandelt. Letztes Jahr beorderte Franziskus ihn als einen von vier »Präsidenti Delegati« an die Spitze der Synode. Er ist ein Reformeur, der den neuen unpräsidialen Stil verkörpert. Hier schreibt er, was für ihn persönlich der Sinn der Familiensynode war.

Alle Familien haben ihre Konflikte, ihre Streitigkeiten, ihre Sorgen. Auch meine. Ich komme aus einer einfachen philippinischen Familie, die auf den ersten Blick traditionell wirkt. Das bürgerliche Ideal der fünfziger Jahre: Vater, Mutter, zwei Söhne. Meine Eltern waren nicht reich, aber fleißig. Beide arbeiteten in einer Bank. Meine Mutter war also eine moderne Frau, von Anfang an berufstätig, also nicht nur an ihr Zuhause gebunden.

In Rom haben wir jetzt über die Probleme moderner Familien diskutiert. Aber ist die moderne Familie deshalb ein Problem? Nein. Schon meine Großmutter war alleinerziehend, weil ihr Mann, ein Lehrer, im Zweiten Weltkrieg umkam. Eine Bombe fiel direkt vor das Haus der beiden, doch explodierte nicht. Erst als mein Großvater den Blindgänger wegschaffte, zerriss ihn die Explosion. Mein Vater, damals noch ein Teenager, wurde verwundet. Mit den Narben und den winzigen Splittern, die bis heute in seinem Körper stecken, musste er leben lernen. Ich will mit dieser kleinen Geschichte sagen: Jede Familie hat ihre Wunden, sichtbare und unsichtbare.

Es ist die Sache der Kirche, diese Wunden zu heilen, statt Schuld für die Verletzungen zuzuweisen. Das ist es, was Papst Franziskus meinte, als er von der Kirche als einem Feldlazarett sprach. Verurteilen ist leicht. Helfen ist schwer. Es erfordert nicht nur Geduld, sondern Mut. Das christliche Credo lautet: Begegne dem anderen voller Gnade!

Ich nehme noch einmal meine Eltern als Beispiel. Beide sind jetzt 85 und noch recht stark, sie reisen immer noch, aber allmählich schwinden ihre Gesundheit, ihre Energie, ihr Gedächtnis. Ich muss zugeben, manchmal macht mir das Angst. Wer will seine Eltern schon schwach sehen? Ich

hoffe, dass ich neue Wege finde, mit ihnen umzugehen, auf ihre Nöte zu reagieren – ohne sie zu bevormunden und ihre Freiheit einzuschränken.

Genau das muss auch meine Kirche noch lernen. Und deshalb wollte Papst Franziskus einen langen Synodenprozess. Zuerst bateten wir die Katholiken weltweit, in einem Fragebogen wirklich offen und ehrlich ihre Situation zu beschreiben. Jetzt fragen wir uns, wie wir als Kirche bisher auf die neuen Familienprobleme reagieren. Hören wir hin? Sehen wir hin? Können wir mit der wachsenden Vielfalt der Familienformen umgehen? Was heißt heute überhaupt Familie?

Wenn Sie bei uns auf den Philippinen ein Kind fragen, wer seine Familie ist, dann lautet die Antwort nicht unbedingt: Mutter und Vater. Sondern vielleicht: die Oma, die Geschwister, die Nichten. Eben jeder, der dem Kind Heimat gibt. Als Kirche definieren wir Familie natürlich zunächst als Vater, Mutter und deren Kinder. Aber es gibt neben dieser naturgemäßen noch eine existenzielle Definition. Sie hängt nicht nur von Verwandtschaft oder Heirat ab, sondern von zwischenmenschlichen Beziehungen.

Den Wert dieser Beziehungen anzuerkennen, die Sorge, die Hingabe und das Verständnis füreinander in den verschiedenen Formen des Zusammenlebens zu würdigen – das ist jetzt die Aufgabe der katholischen Kirche. Dafür brauchen wir ein neues Verständnis von Familie und auch eine neue Vergebungsbereitschaft. Die katholische Kirche ist ja nicht die einzige Institution, die Familie wertschätzt. Und nicht jeder stimmt mit unserer Lehre überein. Gerade deshalb müssen wir zeigen, dass wir familiäre Wohlergehen aller verteidigen, auch gegenüber Wirtschaft und Politik.

Die Familien sind nicht dazu da, der Kirche zu gefallen. Sondern die Kirche ist für die Familien da. Ja, wir haben einen alten Wahrheitsanspruch und alte Regeln. Aber ich möchte unterscheiden zwischen dem unveränderlichen göttlichen Auftrag und den Gesetzen der Kirche. Das Kirchenrecht wurde immer wieder revidiert und der Gegenwart angepasst, mit zwei Zielen: Treue zur Botschaft Jesu und Aufmerksamkeit für die Nöte der Welt. Beides darf nicht im Widerspruch stehen. Wenn einige jetzt von der Kirche erwarten, dass sie die Botschaft Jesu preisgibt, dann muss ich sagen: Das können wir nicht. Aber wir können, nein, müssen immer wieder nach Regeln und Gesetzen suchen, die sowohl Jesus als auch dem gegenwärtigen Menschsein gemäß sind.

Mit dieser Suche haben wir in Rom begonnen. Denn die Kirche ist kein exklusiver Club mit fester Satzung. Die Kirche ist der Leib Christi und selbst eine erweiterte Familie. Sie soll, das ist jedenfalls unsere Sehnsucht und unser Ziel: die leidenden, verwundeten Menschen mit der Liebe Gottes umarmen.



Luis Antonio Tagle, Erzbischof von Manila, gilt als möglicher nächster Papst